GELLERTKIRCHE
BASEL



Was ist hier falsch (4)
Selbstgerechtigkeit – religiöse Falle

Predigt von Reto Gloor, Sozialdiakon
gehalten am 8. November 2026

«Wenigstens bin ich nicht so wie die anderen!»

Vielleicht kennen wir solche Begebenheiten aus unserem Alltag: Wir hören oder sehen uns gerade die Nachrichten an und hören dabei, dass gerade in einem brisanten Fall, Fehler vertuscht worden sind und die Verantwortung anderen zugeschoben worden sind. Oder. Wir befinden uns im Strassenverkehr, da drängelt sich jemand vor, nimmt keine Rücksicht und denkt nur an sein eigenes Weiterkommen. Oder am Arbeitsplatz schmückt sich jemand mit den Leistungen anderer, während diejenigen, die tatsächlich viel gearbeitet haben, kaum Beachtung bekommen. In solchen Situationen schütteln wir vielleicht den Kopf und denken: «Wie kann man nur so sein? Das würde ich niemals machen.»

Vielleicht sind das Beispiele, die für uns etwas weit weg erscheinen. Vielleicht kennen wir dies in der Familie oder im Vereinsleben in dieser Weise: Immer dieselben übernehmen die Verantwortung, organisieren, helfen und springen ein. Andere halten sich zurück. Und irgendwann kommt vielleicht der Gedanke: «Warum eigentlich immer ich? Wenn alle so zuverlässig wären wie ich, dann würde manches besser laufen.»

Ja, zugegeben, derartige Gedanken sind menschlich. Ja, manchmal sind unsere Beobachtungen durchaus berechtigt. Es geht tatsächlich an gewissen Stellen nicht fair zu und her. Und ausser Frage, es ist richtig, Unrecht zu benennen und sich für Gerechtigkeit einzusetzen. Doch der Grat ist manchmal schmal, dass es nicht dazu führt, dass wir uns a) mit anderen vergleichen und b) dass wir uns aus diesem Vergleichen nicht ein besseres Gefühl herausziehen. Gerade dann noch. Wir sehen, was andere falsch machen, und übersehen dabei, dass auch wir selbst nicht vollkommen sind und auf Gottes Gnade angewiesen bleiben.

Wieso erzähle ich dies? Gewiss, es hat etwas mit unserer aktuellen Predigtserie zu tun. Sie trägt den Titel: «Was ist hier falsch?». Und beschäftigt sich mit verschiedenen Gesichtern der Sünde, sprich mit Gottes Wege in die Freiheit. Heute im 4. Teil wollen wir einem nicht ganz auf den ersten Blick offensichtlichen Phänomen nachgehen. Und zwar spielt das Vergleichen, von welchem wir gerade im gelesenen Bibeltext gehört haben, eine Rolle. Schon die einleitenden Zeilen lassen aufhorchen. In einer anderen Übersetzung heisst es: «Dann erzählte Jesus ein paar Leuten, die sehr selbstgerecht waren und alle anderen mit Geringschätzung behandelten, folgendes Gleichnis.“ Also so nach dem Motto: Wie kann man nur so sein und wenn alle so wie ich wären....

Zwei Menschen gehen in den Tempel
Jesus erzählt ein Gleichnis, eine bildhafte Erzählung, die eine geistliche Wahrheit sichtbar macht. In diesem Gleichnis kommen zwei Personen zur selben Zeit zum Tempel und wollen beten, sie wollen mit Gott ins Gespräch kommen. Ein Pharisäer und ein Zöllner. Allein die Auswahl der beiden Personen macht deutlich: Grösser könnte der Unterschied zwischen ihnen nach damaliger religiöser und gesellschaftlicher Einschätzung nicht sein. Denn der Pharisäer hat damals als ein Mann der strengen und tadellosen Gesetzeslehre gegolten. Und der Zöllner hat im damaligen jüdischen Umfeld einen schlechten Ruf. Denn Zöllner haben für die Römer gearbeitet, sozusagen für die Gegenseite, und haben sich auch durch ungerechte Abgaben bereichert. In den Augen vieler religiöser Juden haben Zöllner als Heiden gegolten, die weit weg von Gott sind. Das ist einmal das Offensichtliche, Jesus stellt zwei Menschen

gegenüber, die unterschiedlicher kaum sein können. Und die sich nun auch ganz unterschiedlich verhalten.

Pharisäer: Die Selbstbespiegelung seiner Frömmigkeit

Es heisst nun, der Pharisäer stellt sich hin. Biblische Kommentare beschreiben eine sehr vornehme Haltung, so dass man ihn kaum übersehen konnte. Des Weiteren heisst es, dass der Pharisäer «bei sich selbst betete». Dieser Wortlaut passt gut zu dem, was nun folgt. Denn der Pharisäer betet: Gott, ich danke dir…und zwar, dass ich nicht bin wie die anderen Menschen: Räuber, Ungerechte, Ehebrecher oder auch wie dieser Zöllner.»

Der Ausdruck Selbstbestspiegelung seiner Frömmigkeit wie ihn die Wuppertaler Studienbibel verwendet, bringt es auf den Punkt. Denn in diesem Gebet hören wir wenig davon, wie Gott gewirkt oder gehandelt hat. Stattdessen begegnen wir einem Menschen, der von sich so selbst überzeugt ist und verachtend auf andere herabschaut. Diese andere da, diese Räuber, Unterechten und Ehebrechenden, und diese Zöllner. Gerade letzteres deutet an: Der Pharisäer hat den Zöllner in seinem Blickfeld gehabt. Der Pharisäer rühmt seine Frömmigkeit, der dankbar im Gebet nicht nur für das dankt, wer er ist, sondern auch für das, was er für Gott tut: «Ich faste zweimal in der Woche. Ich gebe den Zehnten von allem, was ich erwerbe.»

Ausser Frage steht: Der Pharisäer bemüht sich um ein religiöses Leben, indem er die gegebenen Richtwerte an Fasten und Geben sogar überbietet. Seine religiösen Absichten, um richtig verstanden zu werden, sind nicht falsch. Fasten und Geben sind Ausdruck eines ernsthaften Glaubens. Doch in seinem Gebet ist er das Zentrum. Und das ist der entscheidende Punkt: Sein Problem ist nicht, dass er Gutes tut. Sein Problem ist, dass er das Gute, das er tut, benutzt, um sich anderen überlegen zu fühlen. Er gibt sich moralisch überlegen, sieht auf andere herab und lässt dies andere spüren. Seine Frömmigkeit wird dabei zum Deckmantel für seine Überheblichkeit. Die Bibel nennt eine solche Haltung Hochmut oder Stolz. Sie gehört zur Urform der Sünde.

Na gut, können wir jetzt sagen, dies ist das Problem des Pharisäers; wir würden sowas nicht machen, daher ist die Frage einmal erlaubt:

- Beurteile ich andere, Christen, manchmal innerlich aufgrund ihres Glaubens oder Verhaltens?
- Vergleiche ich mich mit anderen, um mich selbst geistlicher oder besser zu fühlen?
- Bin ich manchmal stolz auf meine eigene Frömmigkeit oder meine geistliche Disziplin – und messe mich damit mit anderen?

Der Zöllner, der seiner Bedürftigkeit bewusst ist

Und was ist mit dem Zöllner? Wie gehört, hat der Zöllner damals einen schlechten Ruf. Jesus macht in seinem Gleichnis nicht plötzlich einen guten Menschen aus ihm, sondern Jesus nimmt seine Lebenssituation des Zöllners auf. Der Zöllner, der aus seiner Sicht nichts vorzuweisen hat. Der mit leeren Händen vor Gott kommt. Sein Gebet ist kurz und ehrlich. «Gott, sei mir, dem Sünder, gnädig!» Wir merken, der Zöllner kommt schlicht und einfach mit seiner Bedürftigkeit zu Gott. Ihm ist bewusst, dass er als sündiger Mensch auf die Gnade Gottes angewiesen ist.

Diese Bedürftigkeit des Zöllners wird durch seine Körperhaltung unterstrichen, es heisst: «Der Zöllner aber stand ferne, wollte auch die Augen nicht aufheben zum Himmel, sondern schlug an seine Brust…» Während sich der Pharisäer sichtbar hinstellt, will sich der Zöllner am liebsten in einer Ecke verkriechen. Während der Pharisäer selbstverliebt betet, fühlt sich der Zöllner zutiefst schuldig, dass er nur nach unten blicken kann. Und, wie das griechische typtein ausdrückt, sich schmerz- und reuevoll an die Brust schlägt und ausspricht: «Gott, sei mir Sünder gnädig! Dem Zöllner ist bewusst, ich kann mich nur in die Hände Gottes begeben, ich brauche ihn.

Was für ein Kontrast den Jesus hier im Gleichnis inszeniert. Da der Selbstruhm und dort das innige Flehen nach der gnädigen Zuwendung Gottes. Ich kann mir vorstellen, dass die, die dieser Geschichte zugehört haben, die Ohren gespitzt haben, welche Folgerung Jesus daraus zieht: Wer von den beiden steht vor Gott gerecht da?

Überraschende Wendung: Wer ist vor Gott gerecht?

Jesus schliesst mit den Worten: Ich sage euch: Dieser (der Zöllner) ging gerechtfertigt hinab in sein Haus, nicht jener. Denn wer sich selbst erhöht, der wird erniedrigt werden; und wer sich selbst erniedrigt, der

wird erhöht werden. Das ist die überraschende Pointe des Gleichnisses. Jesus macht deutlich, dass der Zöllner gerechtfertigt nach Hause geht, nicht der Pharisäer. Weshalb? Hier stehen sich zwei unterschiedliche Gerechtigkeitsverständnisse gegenüber. Auf der einen Seite, die Selbstgerechtigkeit. Und auf der anderen Seite, die Gerechtigkeit, die nur Gott ermöglichen kann. Der eine scheint nicht um seiner Bedürftigkeit vor Gott zu wissen, der andere streckt sich förmlich danach aus. Das Evangelium offenbart uns, dass Gott den rechtfertigt, der seine Bedürftigkeit erkennt und sich auf die Gnade Gottes verlässt.

Was bedeutet es, vor Gott gerechtfertigt zu sein? Ein kurzer theologischer Ausflug. Gottes Wort macht uns deutlich: Wir Menschen können uns nicht selbst vor Gott gerecht machen – weder durch gute Taten, religiöse Leistungen, Werken oder allenfalls den Vergleich mit anderen.

Wir Menschen sind auf die Gnade und Vergebung Gottes angewiesen. Denn als Menschen sind und werden wir an Gott und auch an unseren Mitmenschen durch bewusste oder unbewusste Handlungen schuldig. Doch Gott selbst eröffnet uns einen Weg, wie unsere Schuld vergeben und unsere Beziehung zu Gott wieder hergestellt werden kann. Paulus beschreibt dies in Römer 3,21–26: Gott erweist seine Gerechtigkeit durch Jesus Christus und spricht Menschen aus Gnade gerecht. Dies tut Gott durch seinen Sohn, der am Kreuz für uns Menschen stirbt, unsere Schuld auf sich nimmt und von den Toten aufersteht. Durch dieses Handeln von Gott selbst werden wir gerecht gesprochen. Oder wie es Römer 3,24 pointiert ausdrückt: Ganz unverdient, aus reiner Gnade, lässt Gott sie vor seinem Urteil als gerecht bestehen – aufgrund der Erlösung, die durch Jesus Christus geschehen ist.

Rund um die Frage der Gerechtigkeit stehen sich im Gleichnis zwei grundverschiedene Fragen gegenüber. Beim Pharisäer: «Wie gut stehe ich im Vergleich mit den anderen da?» Beim Zöllner: «Gott, wie kann ich vor dir bestehen?» Zwei verschiedene Ansätze, worin der Zöllner förmlich um das Erbarmen Gottes ringt. Und darin liegt diese wichtige Erkenntnis:

- Gerechtigkeit ist letztlich Gottes Geschenk und Gottes Handeln am Menschen. Nicht der Mensch macht sich selbst gerecht, sondern Gott spricht ihn durch Jesus Christus gerecht.
- Gnade Gottes ist kein Preis für unsere Leistungen. Sie ist Gottes Zuwendung, auf die wir angewiesen sind. Wir Menschen sind und bleiben bedürftig, selbst dann, wenn wir zum Glauben an Jesus Christus kommen.

Nicht besser als andere, von Gott beschenkt
Nachdem wir uns das Gleichnis nun näher angeschaut haben, stellt sich die Frage: Was bedeutet das für unseren Alltag als Christen? Ok, wir könnten jetzt nach Hause gehen und denken: «Zum Glück bin ich nicht so selbstgerecht wie der Pharisäer …» Und vielleicht ist dieser Gedanke nicht einmal ganz falsch. Aber dem heutigen Gleichnis würden wir damit nicht gerecht. Denn auch wir gehören zu den Menschen, die dieses Gleichnis hören. Deshalb stellt sich die Frage: Was können wir von den beiden Figuren für unser eigenes Leben mitnehmen?

Erstens: Wir dürfen aus Gottes Gnade leben
Der Zöllner erinnert uns daran, dass wir alle vor Gott auf seine Gnade angewiesen sind. Wer aus Gottes Gnade lebt, muss nicht mehr beweisen, dass er besser ist als andere. Er kann zuhören, ohne vorschnell zu urteilen, und für seine Überzeugungen einstehen, ohne andere abzuwerten. Er kann sich für Wahrheit und Gerechtigkeit einsetzen, ohne dabei auf Menschen herabzusehen. Und er kann Menschen willkommen heissen – unabhängig davon, ob sie dem christlichen Glauben oder der Kirche nahestehen oder sich davon entfernt haben.

Wie kann das in unserem Gemeindealltag konkret aussehen? Dazu zwei Beispiele:
1. «Die sind halt nicht mehr so engagiert wie früher.»
Wir stellen fest: Eine Person, die wir aus der Gemeinde kennen, kommt kaum noch in den Gottesdienst und zieht sich zunehmend aus dem Gemeindeleben zurück. Da liegt der Gedanke vielleicht nahe: «Früher war diese Person viel engagierter. Heute scheint ihr der Glaube nicht mehr so wichtig zu sein. Auf uns kann man sich wenigstens verlassen.»

Doch wissen wir wirklich, was dahintersteckt? Vielleicht ist jemand erschöpft, von der Gemeinschaft oder Kirche enttäuscht oder durchlebt gerade eine schwierige Zeit. Wie könnten wir agieren? Vielleicht bedeutet es, dass wir dieser Person mit derselben Offenheit und Gnade begegnen, die auch wir von Gott erfahren. Nach dieser Gnade, nach welcher sich der Zöllner ausgestreckt hat. Dass wir nicht urteilen, sondern nachfragen: «Ich wollte bei euch nachfragen, wie es dir oder euch geht?» Oder vielleicht auch: «Gibt es etwas, wo und wie wir euch in irgendeiner Art unterstützen können?» Vielleicht ist nicht die erste Frage also nicht: «Warum kommt ihr eigentlich nicht mehr in die Kirche?», sondern vielmehr: «Wie geht es euch?»

2. «Wir wissen doch, was richtig ist!»
Wir kennen das vielleicht alle: Auch in einer Gemeinde gibt es unterschiedliche Meinungen. Das betrifft zum Beispiel die Gestaltung der Gottesdienste, die Musik, gewisse gesellschaftliche Fragen oder auch Lehrfragen. Dabei suchen wir alle, die Bibel richtig zu verstehen und herauszufinden, was Gottes Sicht ist und was sein Wille für unser Leben heute bedeutet. Das heisst natürlich nicht, dass wir unsere Überzeugungen aufgeben oder nicht mehr vertreten sollen. Es bedeutet auch nicht, dass wir alle einer Meinung sein müssen.
Die Botschaft des Gleichnisses will uns vielmehr davor bewahren, Menschen, die anders denken als wir, gering zu schätzen. Wie es der Pharisäer getan hat. Wir sollten darauf achten, nicht den Eindruck zu vermitteln, unser Gegenüber verstehe die Sache völlig falsch oder habe in bestimmten Glaubensfragen eine weniger tiefe Einsicht.

Aus Gnade zu leben bedeutet, auch dann nicht auf andere herabzuschauen, wenn sie etwas anders sehen als wir. Es bedeutet, im Gegenüber einen Menschen zu sehen, der, genau wie wir selbst, ein Geschöpf Gottes ist, ja sogar unser Geschwister im Glauben und genauso auf Gottes Gnade angewiesen ist. Das hilft uns auch, andere Meinungen stehen lassen zu können, ohne unsere eigenen Überzeugungen aufgeben zu müssen.

Zweitens: Müssen uns nicht durch Vergleiche rechtfertigen
Im Gleichnis haben wir gesehen: Der Pharisäer glaubt an Gott. Er lebt seinen Glauben bewusst, hält sich an religiöse Gebote, betet, fastet, gibt und engagiert sich. All das ist an sich nichts Schlechtes. Doch im Gleichnis sehen wir, dass er seinen Glauben dazu benutzt, sich selbst über andere zu stellen. Er schaut auf das, was er richtig macht, und auf das, was der andere falsch macht. So wird sein Glaube zum Massstab, mit dem er andere beurteilt, und gleichzeitig zum Mittel, um sich selbst besser zu fühlen.

Und vielleicht liegt genau darin eine gewisse Schlagseite für uns als Christen. Auch bei uns kann sich Selbstgerechtigkeit einschleichen. Vielleicht engagieren wir uns in der Gemeinde, übernehmen Verantwortung, leben unseren Glauben bewusst und richten unser Leben an christlichen Werten aus. Das ist gut und wertvoll. Bedauerlich ist es dann, wenn wir vergessen, dass wir selbst jeden Tag von und aus Gottes Gnade leben und auf sie angewiesen sind.

Schluss
Vielleicht ist die wichtigste Botschaft, worin uns Jesus in diesem Gleichnis einlädt, weniger danach zu fragen: «Bin ich besser als die anderen?» Sondern zu fragen: «Lebe ich aus Gottes Gnade? Und wie kann diese Gnade durch mich für andere Menschen sichtbar werden?»

Halten wir zum Schluss bei einem Instrumental inne:
- Wo ertappe ich mich dabei, mich mit anderen zu vergleichen und mich dadurch besser zu fühlen?
- Was würde sich in meinem Denken, Reden und Handeln verändern, wenn Gottes Gnade mein Leben noch stärker prägt?
- WEM könnte ich diese Woche mit mehr Gnade und Barmherzigkeit begegnen (z.B. ihn/sie segnen) – gerade vielleicht Menschen, mit denen ich so meine liebe Mühe habe?

So erinnert uns das Gleichnis: Wir alle stehen mit leeren Händen vor Gott. Wir können uns nicht selbst gerecht machen. Wir alle leben von seiner Gnade und Barmherzigkeit. Nicht, weil wir besser sind als andere. Sondern, weil Gott gnädig ist.
Amen.